

Volkmar Mühleis

# Wasserzeichen

*Novelle*

ATHENA-Verlag

# I

Jahre hatten wir uns nicht gesehen, und ihre Stimme klang unverändert. Ich lehnte mich zurück in meinen Sessel, mit dem Hörer in der Hand, und wollte gerade fragen, wie es euch geht, da sagte sie, du wärest ausgezogen. Den Grund wollte sie nicht nennen. Ich suchte nach den richtigen Worten, die es nun nicht mehr gab. Mit dem Gespräch ins Haus geplatzt, saß ich am anderen Ende der Leitung, hunderte von Kilometern entfernt. Ich hatte den Sommer im Kopf gehabt, und dass ich – euch – hätte – besuchen können, auf dem Rückweg aus den Ferien. Vorbei. Ins Schweigen verstrickt, zögerte Leen bei meinem Zögern, wartete auf mein Warten. Was sollte ich sagen? Stand sie jetzt in einer halbleeren Wohnung? Bekam sie endlich wieder Luft? In meinem ferienverträumten Kopf hatte ich noch Lichter gesehen, die schon längst verblasst waren, erloschen. Sternenstaub, Vergangenheit. Immer wieder glaubte ich, mich daran gewöhnt zu haben, wenn Paare, die einem vertraut geworden waren, sich trennten, Eltern auseinandergingen. Doch meistens hatte ich etwas davon geahnt, gehört, zuvor mitbekommen. Jetzt war es ein Satz, der unser Gespräch kappte, messerscharf, in hauchdünner Linie: *Nein, Jan ist ausgezogen*. Seit wann? Wohin? Als hätte sie es mir erzählen wollen, von meinem Anruf überrascht, mit den Gedanken, den Sorgen woanders. *Frag ihn doch selbst*. Vielleicht hätte sie das gern in den Hörer gebrüllt. Wir kannten uns lange genug – der Freund ihres Mannes, die Frau des Freundes –, ohne dass uns mehr verbunden hätte als Sympathie füreinander, Witze in der Küche, und manchmal auch mein leises aus dem Zimmer gehen, wenn ein Streit zwischen euch, eine dieser unausweichlichen Gewitterreinigungen gestauter

Luft, wie es sie in jeder Beziehung gab, sich besser ohne Zuschauer klärte. Ich sah Leen vor mir, im Wohnzimmer, am Telefon, fühlte mich auf deine, die Seite des Freundes verbannt und zugleich von dir im Stich gelassen. Wie konntest du es ihr überlassen, anderen davon erzählen zu müssen? Du wirst genug damit zu tun gehabt haben, den Kopf über Wasser zu halten, was solltest du gerade mir davon erzählen, der weit weg wohnte. Und doch, wir kannten uns seit zwanzig Jahren. War denn auch die Zeit in weite Ferne gerückt? Leen machte es kurz, gab mir deine neue Telefonnummer und Adresse, und wirklich, ich wünschte ihr *einen schönen Tag*, aus meiner Vorfreude auf unser Wiedersehen etwas in den Abschied zu retten, der wohl endgültig sein würde, ohne Umarmung, ein Lächeln, und sich in der Beiläufigkeit verlor, im Schweigen, das Gespräch möglichst schnell zu beenden, die Tür zu schließen, *ach du bist es, komm besser nicht rein, hier ist die Hölle los*. Ich blieb vor der Tür stehen, mit dem Telefon in der Hand, und wusste nicht wohin.

Die Reise würde eine andere werden. Falls du mich überhaupt sehen wolltest. Unser Kontakt hätte sich schon lange im Sand verlieren können, nur ich war der Strandläufer, der gern unterwegs war, und so machte es mir anfangs nichts aus, wenn ich dich besuchte, dann euch gemeinsam, so bald schon mit Ynne, eurer Tochter. Doch es verselbständigte sich, du hattest Familie, ich nicht, ich war flexibel, du nicht, und so wurde aus dem Geben und Nehmen ein Besuch in Rotterdam, und noch einer, und wieder einer, bis die Flut schließlich verebte. Und als ich nach all den Jahren zurückkommen wollte, an den Strand, da gab es ihn also nicht mehr, war er längst verbaut und die Wohnungen verteilt. *Ich geb dir seine neue Adresse*.

Und Ynne? Lebte sie bei dir, bei Leen, bei euch beiden? Sie musste jetzt fünfzehn oder sechzehn sein, ich wusste es nicht genau. Ich hatte sie immer als Mädchen in Erinnerung, als kleinen, schüchternen Fratz, mit einem durchdringenden Blick, der alles beobachtete, dem nichts entging und der mehr als alle Worte sagte: *Ich weiß genau, was ich will*. Aber vielleicht war es mir bloß so vorgekommen, schließlich sprach ich nur Englisch mit euch, ihren Eltern, eine Sprache, die sie lange nicht verstand, und so musste ich ihr wohl von Anfang an verdächtig gewesen sein, *der fremde Mann mit der fremden Sprache*, die in seinem Mund auch noch anders klang als bei Mama und Papa. Ein einziges Mal ward ihr zusammen bei mir in Hamburg gewesen, da hatte es dir Spaß gemacht, deine Deutschkenntnisse aufzufrischen, Vokabeln zu verdrehen und deinen Akzent charmant zu übertreiben. *Auf der Reeperbahn nachts um ...* Leen hatte es kaum glauben können, wie du aus dir herausgegangen warst, während wir doch nur am Nachmittag durch St. Pauli schlenderten, mit Kinderwagen vorneweg. Studienzeiten. Das waren sie noch fast. Und zugleich das Spielen damit, als wäre man schon zu erwachsen und ginge da als seine eigenen Eltern spazieren; gab der Kleinen ihren Brei und sah zu, am Abend wieder daheim zu sein.

Damals hatte ich manchmal gedacht, ob das nicht alles viel zu früh für euch kam, Eltern zu werden, und sich dadurch erst wirklich kennenzulernen. Aber nach sechzehn Jahren stellte sich mir die Frage nicht mehr, ward ihr ein festes Paar, undenkbar ohne einander, in der gemeinsam noch abzuzahlenden Wohnung, mit der gemeinsamen Tochter, in festen Verträgen im Schuldienst, an der Universität. Und doch wusste ich nicht, wie es dir dabei ging, was euren Alltag bestimmte, wie die Gespräche am Tisch verliefen, die Familie sich als ein Netz aus Gewohnheiten spannte, ineinander verwob. Irgendwann stand

das Fenster offen, und hörten wohl nur die Nachbarn mit, wie die Worte verletzten, jemand aufstand und ging. Traf mich eure Trennung denn selbst in einer Leere, die ich mir nur selten eingestand? Mich plagte niemand, ich saß abends in meinem Wohnzimmer und las. Wie langweilig. Mein digitaler Briefkasten füllte sich von selbst, das eigene Leben holt einen im Internet ein, in den Freundschaftsmedien, wenn Namen, die man nur aus der Grundschule kennt, wieder Kontakt suchen.

Ich hätte dich gern gesprochen, aber du warst nicht da. Ich würde dich besuchen. Ich würde dir schreiben, dass ich dich besuchen – möchte, könnte? Warum solltest du mich sprechen wollen? Auch das war mir vertraut. Freunde, die ihre Depressionen lieber für sich behielten, sie vielleicht schmallippig ansprachen, gereizt aussprachen, ohne weiter darauf eingehen zu wollen. Ich würde mich nicht aufdrängen, vielleicht gehörte auch ich zu einer Geschichte, die du hinter dir lassen wolltest, im Abschied von all der Zuversicht, der Offenheit, die uns getragen hatte.

Ich nahm ein Blatt Papier und setzte mich an den Schreibtisch. *Ruf einfach an*, dachte ich, *oder schreib eine E-Mail*. Nein. Ich wollte das Gespräch nicht damit beginnen, dass ich gerade mit Leen telefoniert hatte, nicht mit ihr beginnen. Auch wenn es natürlich um sie ging. Das Blatt Papier blieb weiß. Ich öffnete das Fenster, starrte aus dem Rahmen. Ging wieder in die Küche und machte Kaffee. Nichts half. *Lieber Jan, dear Jan. Im Juli werde ich in Zeeland sein, und ich könnte einen Abstecher nach Rotterdam machen, wenn Du Zeit und Lust dazu hast. Ich habe von Leen deine neue Adresse bekommen, und ...* Und so schrieb ich den Brief schließlich doch.